

Zweifel, Gewissheit, Glaube und Auferstehung

Der folgende Text erschien erstmals 2015 auf meiner Webseite und wurde 2020 in überarbeiteter Form Teil der Publikation "Das bedrohte Subjekt". Die hier präsentierte Fassung entstand durch eine weitere Überarbeitung.

Zweifel und Gewissheit

Der neuzeitliche Mensch möchte sein Wissen nicht mehr auf Offenbarungen aufbauen, sondern auf einer in ihm selbst liegenden, unbezweifelbaren Gewissheit. Descartes macht sich auf die Suche nach ihr und kommt dabei zu dem Ergebnis, dass ein Zweifler sämtliche scheinbaren Gewissheiten in Frage stellen könne, mit Ausnahme einer einzigen: Wer alles bezweifelt, dem bleibt die **Gewissheit, dass er zweifelt**. Der Akt des Zweifels ist damit für ihn jenes Fundament, auf dem wir alles Wissen aufschichten können (*Cogito ergo sum*).

Diese Überlegung war scharfsinnig und historisch fruchtbar, jedoch **unvollständig**. Wie jede andere Tätigkeit fußt nämlich das Zweifeln auf einem Entschluss. Ein Entschluss aber fällt niemals vom Himmel, sondern ist stets Resultat von vorangehenden Ereignissen. Und diese Einbettung des Entschlusses zu zweifeln in das ihm vorausgesetzte Geschehen gilt es nun etwas näher zu betrachten.

Wenn ich mich entschieße, an einer bisherigen Gewissheit zu zweifeln, bin ich unsicher geworden. Diese Unsicherheit kann aber niemals umfassend sein. Denn ich darf prinzipiell nicht davon ausgehen, dass ich mit all meinen Gewissheiten vollständig in die Irre ging. Selbst wer **verzweifelt**, tut das nicht. Er verbeißt sich bloß im Zweifel an einzelnen Gewissheiten. Ihr Zusammenbruch ist für ihn so verstörend, dass die verbleibenden Gewissheiten für ihn an Bedeutung verlieren. Wären sie wirklich alle zusammengebrochen, hätte wohl gar nicht mehr die Möglichkeit bestanden, den Entschluss zum Zweifel zu fassen, geschweige denn, den auf diesen Entschluss folgenden Akt des Zweifels auszuführen. Man denke etwa an ein Schiff, das Schräglage bekommen hat: Die Schräglage gibt Anlass zu bezweifeln, dass das Schiff wasserdicht ist. Dieser Zweifel und die auf ihn folgende Suche nach dem Leck implizieren aber (unter anderem) die Gewissheit, dass das Schiff noch nicht untergegangen ist.

Zweifel ist somit prinzipiell immer eingebettet in ein umfassendes Netz vorgängiger und vom Akt des Zweifels nicht betroffener Gewissheiten. Ich kann immer wieder einzelne dieser Gewissheiten, oder auch größere Gruppen davon in Frage stellen - niemals jedoch alle gleichzeitig. Wittgenstein würde sagen: *Wer behauptet, alles zu bezweifeln, hat die Grammatik des Wortes 'zweifeln' nicht verstanden.*

Reflexion und Handeln

Nachdem nun geklärt ist, dass das Aufbrechen von Gewissheiten stets bloß partiell ist, muss ich mich auch noch fragen, was denn eigentlich eine Gewissheit ist, und was da passiert, wenn ich sie verliere. Wer diesen beiden Fragen nachgeht, wird erkennen, dass Gewissheiten Überzeugungen sind, die unserem Tun Orientierung und Sicherheit geben, indem sie es mit **Erwartungen** über seine vermutlichen Folgen ausstatten. Denn das Handeln verbindet uns nicht nur durch seinen jeweils aktuellen Vollzug mit der Welt, sondern auch durch das unendlich vielfaserige Band der ihm zugrunde liegenden Erwartungen. Wenn sich im Zuge unseres Tuns einzelne dieser zuvor immer wieder aufs Neue bestätigten Annahmen nicht erfüllen, wenn somit einzelne Fasern jenes Erwartungsbandes zerreißen, entsteht Zweifel an seiner Belastbarkeit. Dieser Zweifel aber führt in weiterer Folge zu dem Entschluss, eine mehr oder weniger große Anzahl von vermeintlichen Gewissheiten einer prüfenden **Reflexion** zu unterwerfen. Der Zweifel wirkt also wie ein Besen, der den Müll unsicher gewordener Erwartungen wegfegt und Platz für den Aufbau neuer Erwartungen schafft, die dann mit der Zeit durch oftmalige Bestätigung Sicherheit erlangen und so zu neuen, praxisgeeichten Gewissheiten werden.

Damit gilt es eine zweite wesentliche Unvollständigkeit von Descartes revolutionärer Einsicht in die zentrale Rolle des Zweifels festzuhalten: Der Zweifel als solcher ist zwar ein Akt der Reflexion, er ist aber nicht nur in vorgängig vorhandene und weiter aufrecht bleibende Gewissheiten eingebettet, sondern auch fest verkoppelt mit vorangehendem und künftigem Tun. Die Ausblendung dieser untrennbaren **Verbindung der Reflexion mit der Praxis** wirkt in der gesamten cartesianischen Tradition nach und führt schließlich bei Kant zu einer strikten Trennung von theoretischer und praktischer Vernunft. Ich will mich an dieser Stelle nicht mit den philosophischen Folgeproblemen dieser Trennung befassen, sondern die Analyse des Zweifels vertiefen, indem ich die durch den Zweifel initiierte Reflexion der Gewissheit gegenüberstelle.

Reflexion und Gewissheit

Im Fall der Gewissheit liegt etwas vor, das man als einen in sich ruhenden Zustand des Bewusstseins oder vielleicht auch als eine eher passive Haltung der geistigen Zufriedenheit bezeichnen könnte. Bei der Reflexion dagegen hat man es mit einer Aktivität zu tun, die angetrieben wird von einer geistigen Unzufriedenheit - eben dem Zweifel. Diese Differenz zwischen den beiden hier verglichenen Bewusstseinsmodalitäten resultiert aus ihrer jeweils unterschiedlichen Relation zum Handeln: Gewissheit ist jenes Bewusstsein, welches **gelingende** Praxis begleitet, während Reflexion stets als Folge des **Scheiterns** unseres Tuns auftritt.

Die genauere Untersuchung des Gegensatzes von gelingendem und scheiterndem Handeln wird uns zur Einsicht in einige weitere Unterschiede zwischen den beiden Bewusstseinsmodalitäten der Gewissheit und der Reflexion führen. Ich beginne mit dem Scheitern und halte zunächst fest, dass Handeln missglückt ist, wenn es gänzlich unerwartete, vom Akteur als unangenehm erlebte Folgen hat. Diese zeigen sich am jeweiligen Gegenüber des Akteurs, mit dem er im Zuge seines Tuns interagiert. Bei dessen Scheitern offenbart ihm

dieses Gegenüber durch seine überraschende Reaktion eine im gelingenden Handeln nicht zu Tage tretende **Widerborstigkeit**. Es tritt ihm mit anderen Worten als etwas gegenüber, das - völlig unabhängig von seiner in der gelingenden Interaktion erscheinenden Verbindung mit dem Akteur - **etwas ist**. Zugleich mit dieser Erfahrung des **eigenständigen Seins** seines Handlungsgegenstands erlebt der Akteur im Misslingen seines Tuns und in der darauf folgenden Reflexion aber auch sich selbst als eine autonome Instanz, die bestimmten Zielen folgt und vor dem Hintergrund besagter Ziele ganz bestimmte Erwartungen an das Verhalten der Gegenstände ihres Tuns aufbaut.

Die im Gefolge des Scheiterns einsetzenden Zweifel und Reflexionen sorgen somit nicht nur dafür, dass künftiges Handeln wieder gelingen kann, sondern versetzen den Akteur gleichsam unter der Hand dauerhaft in eine völlig veränderte Relation zu seiner Welt. Er sieht auf sie und verhält sich in ihr nun als ein **Subjekt**, das seine eigenen Ziele in diese Welt einbringt. Zugleich damit gewinnt für ihn auch jedes Gegenüber Eigenständigkeit. Entweder wird es für ihn nun zu einem **Objekt**, dem er seine Ziele aufzwingen möchte, indem er steuert, niederringt, vielleicht auch überlistet. Oder er erkennt in ihm ein **anderes Subjekt**, dessen Ziele es zu verstehen gilt, damit eine für beide Seiten akzeptable Interaktion möglich wird. In jedem der beiden Fälle werden Reflexionen in Gang gesetzt. Wenn sich die dabei erzielten Einsichten im Handeln bewähren, werden sie zu reflektierten Gewissheiten, welche an die Stelle der davor bestehenden unreflektierten Überzeugungen treten. Schafft es der Akteur dann auch noch, jene neuen Gewissheiten mittels systematisch betriebener Erfolgskontrolle abzusichern und weiter zu entwickeln, dann veredelt er sie zu (*evidenzbasiertem*) **Wissen** über die erwartbaren Folgen seines Tuns.

Betrachten wir nun im Gegensatz zu dem zunächst scheiternden und danach durch Reflexion wieder ins Gelingen gebrachten Tun den Idealfall des völlig **müheles** gelingenden Handelns. Das mit ihm verknüpfte Gewissheitserlebnis ist das exakte Gegenteil des eben beschriebenen Bewusstseins: Da bei der müheles gelingenden Interaktion alles wie am Schnürchen läuft, werden die auf die Reaktionen des jeweiligen Gegenübers bezogenen Erwartungen des Akteurs zumeist erfüllt. Und wenn dies einmal nicht der Fall ist, wird es nicht als Widerstand eines Kontrahenten erlebt, sondern eher als Impuls zum Erlernen einer neuen Figur des gemeinsam zelebrierten Tanzes. Der Handelnde erfährt in dieser Einstellung weder sein Gegenüber als ein eigenständig seiendes Etwas, noch sich selbst als ein von jenem Gegenüber **getrenntes** Subjekt, das diesem fremd, wenn nicht gar feindlich gegenübersteht. Vielmehr bilden das Subjekt und sein Visavis in dem solches Tun begleitenden Bewusstseinsmodus der Gewissheit eine unschuldige **Einheit**, die weder Sieger noch Verlierer kennt.

Der deutliche Unterschied zwischen der mit müheles gelingendem Handeln verbundenen und der aus scheiternder Praxis, Zweifel und Reflexion resultierenden Gewissheit ist eine zu Darstellungszwecken geschaffene Konstruktion und muss sogleich ein Stück weit zurückgenommen werden. Denn in der realen Praxis sind alle bisher beschriebenen Bewusstseinsmodalitäten aufs Engste miteinander verwoben: Ich führe immer mehrere Tätigkeiten gleichzeitig bzw. in kurzem Abstand hintereinander aus; einige davon gelingen scheinbar ganz von selbst, andere nur mit mehr oder weniger Mühe, wieder andere misslingen gänzlich. Meine reflexionsbereite Aufmerksamkeit ist daher entsprechend wach-

sam, sodass ich **fast nie** zur Gänze in einem der beiden Modi der Gewissheit 'laufe'. Wenn ich zum Beispiel sage, dass ich mir irgendeiner Sache gewiss bin, oder gerade irgendetwas mit Gewissheit erlebe, nehme ich bereits eine reflexive Haltung ein, denn ich trete dabei ja in Differenz zu bestimmten Erlebnissen und fälle ein Urteil über sie. Mit der Gewissheit ist es also ähnlich wie mit dem Glück: Wer sagt, dass er glücklich sei, hat sich immer schon ein Stück von seinem Glück entfernt und betrachtet es von außen vergleichend mit anderen Lebenszuständen.

Das zuvor skizzierte mühelose Gelingen einer längeren Sequenz von Interaktionen mit unserer Umgebung stellt einen selten auftretenden Idealfall dar, weshalb auch die damit verbundene Gewissheit nur so etwas wie ein seltener Glücksfall ist. Den viel häufiger auftretenden Normalfall bilden die aus vorangehendem Scheitern und darauf folgender Reflexion resultierenden Gewissheiten. Ihre Erarbeitung ist Resultat langwieriger Anpassungsprozesse, in deren Verlauf wir nicht nur einen gelingenden Umgang mit den uns umgebenden Dingen und Lebewesen einüben, sondern zugleich auch lernen müssen, unsere Bedürfnisse so zu eng zu definieren, dass wir sie durch unser Tun zufriedenstellen können. Dies führt zu einem über weite Strecken von **Routine, Tradition und Selbstdressur** bestimmten Leben, mit dem wir einen hohen Preis für das Handeln im Zustand der Gewissheit zahlen.

Um die Differenz zwischen der sich zwanglos einstellenden Idealform der Gewissheit und diesem weniger idealen Gegenstück begrifflich zu fassen, könnte man der nur in seltenen Momenten erreichbaren **lebendigen** Gewissheit eine unseren Alltag prägende **tote** Gewissheit gegenüberstellen. Während uns die das mühelos gelingende Handeln begleitende lebendige Gewissheit seltene Glücksmomente, vielleicht auch Sternstunden einer intensiv erlebten Einheit mit der Welt beschert, empfinden wir die in Routine erstarrte tote Gewissheit als **kümmerlichen Ersatz** für jene außergewöhnlichen Einheitserlebnisse.

Nach diesem Hinweis auf zwei Spielarten der Gewissheit nochmals zurück zur Unterscheidung zwischen den Bewusstseinsmodalitäten der Reflexion und der Gewissheit. Wie die Kontrastierung von zwei Arten der Gewissheit ist auch sie eine der Darstellung dienende Konstruktion. Darüber hinaus soll sie aber an einen realen historischen Wandel erinnern: Der Mensch entwickelte sich zwar schon weit mehr als hunderttausend Jahre vor dem Einzug des Subjekt-Objekt-Denkens in die Philosophie zum zweifelnden und reflektierenden Subjekt. Die von Descartes initiierte geistesgeschichtliche Zäsur spiegelt jedoch den Beginn einer **neuen Etappe** jenes Subjektseins: Im Übergang von der feudalen Gesellschaft zur kapitalistischen Wirtschaftsordnung, werden die Menschen massenhaft von der Fesselung durch tradierte Bindungen und Routinen befreit. An deren Stelle treten mit dem Konkurrenzprinzip und der Profitorientierung neue gesellschaftliche Ordnungsmuster, die erstmals in der Menschheitsgeschichte eine systematische und umfassende Entfaltung von Reflexion, Zielfindung und Erfolgskontrolle des Handelns stimulieren. In ihrem Gefolge entsteht einerseits eine permanente Revolution der technologischen Basis der Gesellschaft, die vorhandene Gewissheiten aushebelt und die Herausbildung neuer, langfristig stabiler Gewissheiten verhindert. Andererseits beginnt eine konsequente Durchrationalisierung sämtlicher Lebensbereiche, welche den immer schon vorhandenen Gegensatz

von reflexionsgesteuertem Handeln und gewissheitsfundiertem Tun in einer davor nicht gekannten Schärfe hervortreibt.

Lebendige Gewissheit und Glaube

Das gewissheitsbasierte Tun ist eine unverzichtbare Klammer, welche uns, die in Distanz zur Welt getretenen Subjekte, mit dieser Welt verbindet. Wo jene Klammer bloß auf Gewohnheiten und Traditionen fußt, gibt sie unserem Alltag Sicherheit - aber nicht mehr. Wo wir es schaffen, uns auch außerhalb der streng reglementierten Routinen in lebendiger Gewissheit mit der Welt zu verklammern, empfinden wir dies als ein Glück, das uns trägt, aus dem wir schöpfen, und zu dem wir immer wieder zurückkehren wollen, um uns nicht gänzlich zu verlieren.

Wir fühlen also den hohen Stellenwert jener lebendigen Gewissheit und bemühen uns daher, sie zu begreifen. Es gelingt uns jedoch nicht, sie zu fassen, so sehr wir uns auch anstrengen. Alles philosophische Reden über sie geht an der Sache vorbei, da es aus der Perspektive der Reflexion erfolgt. Selbst die Aussage, *dass das Subjekt bzw. der Akteur im Modus der lebendigen Gewissheit eine im Handeln partiell glückenden Verbindung mit dem Objekt (bzw. mit der Welt) erfährt*, geht schon zu weit. Denn dort, wo es Subjekte, Akteure, Objekte und eine Welt gibt, zeigt sich nur eine durch Reflexion 'verunreinigte' Gewissheit. Noch viel falscher wäre die Identifikation der lebendigen Gewissheit mit so etwas wie einem *ursprünglichen Seinsbewusstsein, das als Verständnishorizont für das uns als Vorhandenes gegenüber tretende Seiende fungiert*. Denn egal ob 'ursprünglich' oder 'vorhanden' - 'Sein' ist genau wie 'Subjekt' oder 'Objekt' eine Bestimmung der Reflexion; noch dazu eine, bei der die Beziehung auf das erfahrungskonstitutive Handeln wenn schon nicht verloren gegangen, dann doch sehr gut verborgen ist.

Auch die **Religion** versucht das unsagbare Gewissheitserleben in Worte und Bilder zu fassen. Am deutlichsten zeigt sich das in ihrer Erzählung vom Paradies, welche den Bezug der lebendigen Gewissheit auf mühelos gelingendes Handeln in märchenhafter Dinglichkeit ausdrückt. Auch alle übrigen religiösen Bilder versuchen, diese in jedem von uns immer wieder auftretenden Gewissheitserlebnisse in ein dingliches Gegenstandsbewusstsein umzudeuten. Die sich im mühelos gelingendem Handeln einstellende Gewissheit des Akteurs, mit der Welt verbunden zu sein (achtung: Reflexionsterminologie!) wird dadurch in einen **Glauben an etwas** transformiert: Etwas, das **hinter** dieser Einheit steht (*Jenseits, Nirwana*), das sie **verkörpert** (*die Liebe, das Absolute*) bzw. **schuf** (*Gott*), oder in die Zukunft projiziert (*Himmel*). Esoteriker sprechen von *der Energie*, während Atheisten und Agnostiker die religiös-esoterischen Vorstellungen durch einen Glauben an *die Naturgesetze, die Evolution, die Werte*, oder an eine *Utopie* und an das im Menschen vorhandene *Potential, sich dieser Utopie anzunähern*, ersetzen.

All diese Gläubigen (sprich: wir alle) erleben in Zweifel, Reflexion und zielfixiertem oder routinegesteuertem Tun eine schmerzhaft Trennung von der Welt und verfolgen mit ihren an der Oberfläche so unterschiedlich anmutenden Glaubensanstrengungen ein gemeinsames Ziel: Sie wollen das im mühelos glückenden Handeln nur ansatzweise zu genießende Erleben einer Einheit mit der Welt **ausweiten** -

- durch **Erinnerung** an einst vorhandene, bzw. **Hoffnung** auf künftige Einheit
- oder aber (sehr gefinkelt!) durch **versöhnliche Uminterpretation** aller Erfahrungen des Scheiterns und der lebensfeindlichen Routine:

Es ist OK, so wie es ist, denn ...

(alternativ:)

- *der liebe Gott wird schon wissen, warum es ist, wie es ist.*
- *alles Geschehen (einschließlich der meinem Scheitern zugrunde liegenden Irrtümer und Fehler) ist durch physikalische, biologische usw. Gesetze determiniert.*

So unterschiedlich jene vielfältigen Formen des religiösen und nichtreligiösen Glaubens auf den ersten Blick auch aussehen, haben sie doch eines gemeinsam: Indem sie die Funktion erfüllen, die im Bewusstseins- und Handlungsmodus der lebendigen Gewissheit erfahrene Verbundenheit mit der Welt zu stärken, **ruhen** sie auf ihr. Anders gesagt: diese jedem von uns von Geburt an als 'Urvertrauen' mitgegebene und im weiteren Lebensverlauf gefestigte oder beschädigte Gewissheit ist die **eigentliche Basis** jeder Art des Glaubens. Der auf ihr ruhende religiöse, esoterische, atheistische oder agnostische Überbau ist stets nur eine Hilfskonstruktion, derer wir uns bedienen, um besseren Zugang zu dieser Basis zu finden, oder uns über ihren Verlust hinwegzutrusten.

Beim religiösen Überbau ist ein Blick auf sein bei den einzelnen Gläubigen ganz unterschiedliches Verhältnis zu jener eigentlichen Glaubensbasis interessant: Wenn sich etwa eine feste Verankerung im Bewusstseins- und Handlungsmodus der lebendigen Gewissheit mit entsprechend starker Glaubensaktivität verbindet, wird man von tiefer Religiosität sprechen. Geht sie dagegen mit einem niedrigen Niveau der Glaubensaktivitäten einher, liegt so etwas wie stille Religiosität vor. Paart sich umgekehrt ein schwaches Potential zum Handeln im Modus der lebendigen Gewissheit mit starken Glaubensaktivitäten, hat man es oft mit 'Eiferern' zu tun, welche die Defizite ihrer eigenen Glaubensbasis dadurch kompensieren wollen, dass sie ihre Umgebung missionieren.

Neben den eben erwähnten quantitativen Aspekten der Beziehung des religiösen Glaubenskonstrukts auf seine jeweilige Gewissheitsbasis gilt es auch verschiedene **qualitative** Gesichtspunkte zu beachten. Es geht dabei um die unterschiedlichen **Haltungen**, die ein Gläubiger im Zuge von mühelos glückenden Alltagshandlungen einübt. Denn sie beeinflussen auch den Stil seiner Interpretation der ihm von der Gesellschaft angebotenen Glaubensinhalte. Ob jemand also die Beziehung zu seinem Gott etwa als ein eher heiteres oder eher ernstes, bzw. als ein eher aktives oder eher passives Verhältnis anlegt, hängt primär davon ab, in welcher dieser Einstellungen er jene Alltagshandlungen vollzieht, bei denen er die prägendsten Erfahrungen des Einsseins mit der Welt macht.

Auferstehung

Neben der Vielzahl an Möglichkeiten, den Spalt zwischen sich und seiner Welt durch **reflexive Hilfskonstruktionen** religiöser und nichtreligiöser Art zu überbrücken, steht dem aus der Welt gefallenem Subjekt mit der **Kontemplation** auch ein Instrument zur Verfügung, das es ihm gestattet, sich durch **gezielte Ausschaltung von Reflexion und Routine** in den ein mühelos gelingendes Tun begleitenden Bewusstseinszustand zu versetzen. Ab-

gesehen davon, dass die einschlägigen Aktivitäten paradoxerweise sehr mühevoll sind und jahrzehntelange Übung erfordern, weisen sie einen entscheidenden Mangel auf: Sie **trennen** das die glückende Praxis begleitende Bewusstsein vom realen Handeln ab und geben ihm ein im stillen Kämmerlein synthetisch erzeugtes Eigenleben. Das ist aber so, als ob ich von der Torte nur den Zuckerguss oder vom Schweinsbratn nur die Kruste esse. Wer das tut, bekommt mit der Zeit unweigerlich Verdauungsbeschwerden.

Wenn daher der Weg der Kontemplation nicht in dieser Selbstbefriedigungsfalle enden soll, muss er rückgebunden werden an das reale Handeln. Es gilt mit anderen Worten, das im geschützten Bereich der Kontemplation trainierte **Loslösen** von der Fixierung auf Reflexionen und Routinen auch im Alltagshandeln zu praktizieren. Erst wenn dem Mystiker das schwierige Kunststück gelingt, sich dem jeweiligen Gegenüber seines realen Tuns so weit zu öffnen wie dem Gegenstand seiner Kontemplationsübungen, wird er wieder Teil jener Welt werden, aus der ihn Zweifel und Reflexion hinausgeworfen haben, und mit der ihn Routine und Tradition nur auf kümmerliche Weise wieder verbinden.

Da uns die Lebensfeindlichkeit einer nur durch Reflexion und Routine gelenkten Praxis zu 'Scheintoten' macht, könnte man die Überwindung der Dominanz dieser Art der Handlungssteuerung mit einiger Berechtigung als Auferstehung (von diesem Scheintot) feiern. Es wäre aber grenzenlos naiv, anzunehmen, dass solche Auferstehung für uns alle möglich ist, wenn wir nur eifrig genug die Kontemplation üben und dann auch noch daran arbeiten, das Gelernte im Alltag umzusetzen. In ökonomischen Verhältnissen, in denen ein **struktureller Zwang** besteht, jedes Gegenüber als einen zu besiegenden Gegner zu betrachten, kann derartige prinzipiell nur einzelnen Glückspilzen gelingen. Sie tummeln sich in gesellschaftlichen Nischen der Erlösung, deren Existenz die Nichterlösung der Masse der 'gewöhnlichen' Menschen voraussetzt. Wenn wir daher **alle** ein erlöstes Leben führen wollen, wird uns wohl nichts anderes übrig bleiben, als gemeinsam für eine Ökonomie zu kämpfen, in der wir **miteinander auferstehen** können.

Woran würden wir erkennen, dass wir miteinander auferstanden sind?

Wir würden bemerken, dass wir uns nicht mehr nach individueller Auferstehung von den Toten sehnen und hätten es daher auch nicht mehr nötig daran zu glauben.